

Gastkolumne

Mit dem Liberalismus geht es bergab

Den härtesten Schlag versetzte die Seuche nicht der Globalisierung. Sondern der Eigenverantwortung der Bürgerinnen und Bürger



Paul Widmer

Wir haben in den letzten Jahren einige Krisen erlebt. Ihr Verlauf war stets derselbe. Auf einen plötzlichen tiefen Einbruch an den Finanzmärkten folgte ein ebenso rascher Wiederanstieg. Optimisten glauben, auch die neueste Krise werde so verlaufen.

Vielleicht haben sie recht, was die nackten Wirtschaftszahlen betrifft; aber sicher nicht, wenn es ums Staatswesen insgesamt geht. Dieses Mal ist es anders. Denn die Wirtschaft erlitt nicht nur weltweit einen tiefen Einbruch, sie ist auch aus den Fugen geraten. Und das ist schlimmer. Der Staat änderte mit dem Lockdown die Rahmenbedingungen für Wirtschaft und Gesellschaft über Nacht. Das hat schwerwiegende Folgen: ein massiver Ausbau staatlicher Wohlfahrt und eine Verkümmern der Eigenverantwortung.

Schauen wir einmal, was sich im Kräfteparallelogramm von Globalisierung und Nationalstaat, von Demokratie und Obrigkeitsstaat verschoben hat.

Die Globalisierung geht als Verliererin, der Nationalstaat als Gewinner aus der Pandemie hervor. Staaten schlossen ihre Grenzen, internationale Lieferketten brachen sang- und klanglos zusammen. Das war nicht nach dem Rezept der Davoser Elite. Carmen Reinhart, die Chefökonomin der Weltbank, meinte deshalb, die Corona-Krise

sei der letzte Sargnagel für die Globalisierung. Ist dem so? Kaum. Aus einem einfachen Grund: In vielen Bereichen gibt es schlicht keine Alternative zu einem international koordinierten Vorgehen, etwa beim Klimawandel, beim Kampf gegen die Cyberkriminalität oder den Terrorismus; und in anderen Bereichen gibt es keine Alternative zum Nationalstaat, etwa bei der Fürsorge, der Landesversorgung oder dem Schutz von Arbeitsplätzen. Der Gewinn ist relativ. Es geht nicht um ein Entweder-oder, sondern um eine Gewichtsverschiebung zwischen den Erfordernissen internationaler Zusammenarbeit und nationalstaatlichem Schutz.

Anders steht es um die Demokratie. Zu ihr gibt es eine Alternative: den Obrigkeitsstaat. Vorbei sind die Zeiten, als man nach dem Kalten Krieg glaubte, die ganze Welt sei reif für Demokratie und Marktwirtschaft. Das war vor einer Generation. Was ist davon geblieben? Wenig. Der Obrigkeitsstaat ist heute überall auf dem Vormarsch, die Demokratie auf dem Rückzug.

Für diese Entwicklung sind meines Erachtens zwei Ereignisse ausschlaggebend: zum einen der Aufstieg Chinas zur Weltmacht, zum andern der allmähliche Schwund und dann, in der Pandemiekrise, der eigentliche Absturz der Eigenverantwortung.

Lange täuschte sich der Westen über China. Er glaubte, die neue Weltmacht würde mit der Aufnahme in die Welthandelsorganisation die internationalen Spielregeln beachten, den Griff der kommunistischen Partei lockern und den chinesischen Markt öffnen. Ein höherer Wohlstand und die Integration in die liberale Weltordnung würden dann von selbst zu mehr Demokratie führen.

Doch das war nicht der Fall. Der Funke sprang von der Wirtschaft nicht auf die Poli-



Ja, die Pandemie verursachte eine Notlage. Aber aufgepasst. Das süsse Gift der Staatsgelder macht süchtig.

itik über. Vielmehr kombinierte China seine Wirtschaftspolitik mit der Vorherrschaft der kommunistischen Partei und würgte politische Liberalisierungen ab. Mit seinem autoritären Modell bewies es, dass man auch ohne Demokratie erfolgreich wirtschaften kann. Und es begann, sein Modell als Alternative zur liberalen Ordnung zu exportieren.

Nicht alle Schuld liegt indes bei China. Viele müssen wir auf die eigene Kappe nehmen. Der Bürgerwille zur Eigenverantwortung ist seit langem am Schwinden, in der Krise nun hat er kollabiert. Vor einigen Monaten noch bemühten sich Frankreichs Präsident Macron und andere Staatschefs, den Sozialdemokratismus mit liberalen Reformen zu stützen, um das Staatsbudget wieder in den Griff zu bekommen. Und heute? Undenkbar. Alle rufen nach Staatshilfe. Sogar die Gralshüter des Liberalismus halten in der Schweiz die hohle Hand auf.

Ja, die Pandemie verursachte eine Notlage. Aber aufgepasst. Das süsse Gift der Staatsgelder macht süchtig. Leider nicht nur vorübergehend, wie die Geschichte zeigt. Expandiert ein Staat in der Krise, lässt sich dies kaum mehr rückgängig machen. Die im Ersten Weltkrieg provisorisch erhobene Kriegsteuer (heute direkte Bundessteuer) wurden wir nie mehr los, die im Zweiten Weltkrieg eingeführte Warenumsatzsteuer (heute Mehrwertsteuer) auch nicht.

Mit der staatlichen Geldverteilung verkümmert die Eigenverantwortung. Diese bildet jedoch das Rückgrat der liberalen Demokratie. Wie finden wir da wieder heraus? Eines ist sicher: Es wird lange, sehr lange dauern.

Paul Widmer ist Diplomat, Publizist und Sachbuchautor.



ILLUSTRATION: GABI KOPPE

Medienkritik

Zu viel Gehorsam bei der «Arena»



Aline Wanner

Wer darf in einer Talkshow über Rassismus reden? Diese Frage beschäftigt die Schweiz, seit Sandro Brotz, der Moderator der «Arena», vergangene Woche mit einem Schwarzen und drei Weissen diskutierte. Titel: «Jetzt reden wir Schwarzen». Zu Gast waren Komiker Kiko, SVP-Nationalrätin Andrea Geissbühler, ihre SP-Kollegin Samira Marti und der US-Republikaner James Foley. Brotz wurde danach in Tweets, Artikeln und ethischen Beanstandungen (teils durchaus zu Recht) kritisiert: Der Inhalt sei «ein Desaster» gewesen, die Zusammensetzung der Runde falsch.

Der Moderator reagierte in strebsamer SRF-Manier sofort und selbstkritisch und kündigte eine neue Auflage mit ausschliesslich Schwarzen an. Das, obwohl die Redaktion offenbar bereits viele Absagen von potenziellen Gästen erhalten hatte, weil diese am «richtigen Setting» zweifelten. Eine von ihnen war Spoken-Word-Poetin Fatima Moumouni.

Diesen Freitag, in der zweiten Sendung, deren Setting Moumouni offenbar besser behagte, sagte sie, sie hoffe, man könne nun über Rassismus reden, in einer Art, wie es das letzte Mal nicht gegangen sei: «Ich habe vorausgesehen, dass das nicht möglich ist.» Sie fände es verwunderlich, erklärte Moumouni, «dass man Hardliner einlade, die zum Thema nichts zu sagen haben».

Es ist natürlich Moumounis gutes Recht, eine Einladung auszuschlagen und eine andere Zusammensetzung der Talkrunde zu fordern. Aber: Es ist alleine die Aufgabe der Redaktion, ein aktuelles Thema aufzubereiten und zu entscheiden, wer etwas dazu zu sagen hat. Bei aller Kritikfähigkeit und Offenheit gegenüber Inputs des Publikums müssen Journalistinnen – gerade, wenn es unangenehm wird – standhaft bleiben und ihre Überlegungen verteidigen. Brotz und sein Team wirkten leider allzu gehorsam.

Aline Wanner ist Redaktorin beim Monatsmagazin «NZZ Folio».

49 Prozent

Die Frauen sind die Jägerinnen



Patrick Imhasly

Es ist ein beliebtes Geschlechterklischee aus der Steinzeit: Der Mann geht jagen und macht Feuer, damit die Kinder gekochte Nahrung zu essen bekommen. Derweil kann sich seine Partnerin auf das Neugeborene konzentrieren. Jetzt zeigt sich aber: Die Verhältnisse waren schon damals alles andere als klar.

Archäologen haben im Norden Tansanias fossile Fussspuren entdeckt, deren Alter sie auf 6000 bis 19 000 Jahre schätzen. Wie die Forscher die Gemengelage interpretieren, lässt aufhorchen. Es habe sich um eine Gruppe von 17 Menschen gehandelt – um 14 Frauen, die gemeinsam auf der Jagd waren und die von zwei Männern und einem Jugendlichen Besuch erhielten: «Ein einziger

artiger Schnappschuss kooperativen und geschlechtergetrennten Jagdverhaltens im Jungpleistozän», schreiben sie.

Die Jagd unserer Tage heisst einkaufen. Auch die Klischees aus der Steinzeit haben bis heute überlebt: der Mann als rationaler Käufer (und Jäger) und die (sorgende) Frau als Sammlerin von Schnäppchen. Oder kurz gesagt: Männer kaufen ein, Frauen shoppen. Was wird in den einschlägigen Untersuchungen über das Kaufverhalten von Frauen und Männern nicht alles spekuliert!

Frauen hätten ein auf zwei Dimensionen ausgelegtes Seh- und Vorstellungsvermögen, Männer könnten dagegen Darstellungen eher in drei Dimensionen übersetzen. In einem Webshop darf man deshalb Männern einen Korkenzieher oder ein Zippo-Feuerzeug freigestellt präsentieren, eine Louis-Vuitton-Tasche für Frauen sollte hingegen an einem Model dargeboten werden, damit die Kundinnen die Grössenordnung des Produkts einschätzen können. Männer hätten dafür andere Defizite, die es zu berücksichtigen gelte. Sie seien viel häufiger farbenblind, weshalb ein farbneutrales Design bei der Gestaltung von Karten und Diagrammen für Männer

zu wählen sei. Auch sei bei Frauen der Geruchssinn besser ausgebildet. Sie nähmen kritische Gerüchte eher wahr. Das erkläre, weshalb Frauen nur Elektrorasiermäher kauften – diese stänken nicht nach Benzin.

Eine weitere Theorie über Kaufentscheidungen besagt, dass die Entscheidungsfindung bei Frauen vielschichtig abläuft. Beim Kauf eines Produkts streben sie nach der perfekten Lösung. Besonders im Internet treffen Frauen eine erste Auswahl und kommen dann mehrmals darauf zurück. Erst wenn sie einen Überblick über das Angebot gewonnen haben, schlagen sie zu. Männer hingegen denken in solchen Dingen eher linear: Sie stellen ein paar Kriterien auf, prüfen, ob ein Produkt diese im Grossen und Ganzen erfüllt, und geben sich dann mit einer guten Lösung zufrieden.

So weit die Theorie. Bei uns zu Hause, in der gelebten Praxis, gibt es dazu nur Widersprüche. Bei den Lebensmitteln etwa strebt meine Frau nach der guten Lösung. Sie macht die Grosseinkäufe im Onlineshop der Migros und stellt locker die Grundversorgung der ganzen Familie für mindestens eine Woche sicher. Mich würde das überfordern.



Besonders im Internet treffen Frauen eine erste Auswahl und kommen dann mehrmals darauf zurück.

Wenn ich koche, kaufe ich gezielt ein und klappere drei Läden ab, bis ich einen Noilly-Prat-Wermut in der Halbliterflasche finde, weil mir die Literflasche zu gross ist. Dafür überlege ich mir am Montag, was am Dienstag- und am Mittwochabend auf den Tisch kommen könnte, wenn meine Frau früher zu Hause ist – und besorge vorausschauend alle notwendigen Zutaten. Das ist doch ein Paradebeispiel für einen perfekten Einkauf!

Ganz anders beim Erwerb von Kleidern. Hier bin ich der Pragmatiker der Familie. Ich ersetze, was kaputt ist, und habe keine Hemmungen, auch einmal ein Poloshirt doppelt zu kaufen, wenn es mir gefällt. Meine Frau unterhält eine imposante Sammlung von Schuhen, wundert sich aber eigenartigerweise, wenn ich ein neues Paar kaufe, bevor die alten völlig durchlöcher sind.

Vielleicht sollte man all die geschlechter-spezifischen Erklärungsmuster in Sachen einkaufen einfach über Bord werfen – so wie das die Jägerinnen in Tansania schon vor Jahrtausenden gemacht haben.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».